

Die Mär von der Renaissance

Robert Atkinson warnt, dass die US-Industrie noch längst nicht über den Berg ist.

An Selbstbewusstsein mangelt es uns Amerikanern bekanntlich nicht. Sehr laut wurde zuletzt die Wiederbelebung der US-Industrie proklamiert. Zum Jubel über „heimgeholte“ Arbeitsplätze aus dem Ausland kommen selbstgefällige Verweise auf vier Jahre Beschäftigungszuwachs im verarbeitenden Gewerbe. Sogar in der US-Industrie selbst glauben 57 Prozent der Manager, gerade eine Renaissance zu erleben.

Die Fakten sprechen leider eine andere Sprache. Ende 2013 gab es in der verarbeitenden Industrie der USA immer noch zwei Millionen Arbeitsplätze und 15 000 Betriebe weniger als im Vorkrisenjahr 2007. Die inflationsbereinigte Industrieproduktion (gemessen an der Wertschöpfung) lag 3,2 Prozent unter dem Niveau von 2007.

Zwar sind in der US-Industrie insgesamt seit 2010 rund 520 000 neue Arbeitsplätze entstanden, und die Wertschöpfung hat 2,4 Prozent zugelegt. Doch dieses Wachstum wird fast ausschließlich von Branchen getrieben, die während der Rezession besonders stark geschrumpft waren. Allein auf den Transportmittelsektor (Automobil- und Flugzeugindustrie) entfallen 35 Prozent der neu geschaffenen Jobs und 122 Prozent des Wachstums der realen Wertschöpfung zwischen 2010 und 2013.

Dagegen war die Gesamtproduktion im verarbeitenden Gewerbe im gleichen Zeitraum sogar rückläufig. Selbst die Chemiekonzerne und Raffinerien verbuchten von 2010 bis 2013 einen Rückgang der Wertschöpfung von rund zehn Prozent. Falsch ist auch das Bild, die Arbeitsplätze kehrten im großen Stil in die USA zurück; zwar machte das zuletzt pro Jahr etwa 30 000 Stellen aus, aber gleichzeitig werden mindestens ebenso viele ins Ausland verlagert.

In den 2000er-Jahren verloren die USA, Kanada und Großbritannien über ein Drittel ihrer Arbeitsplätze in der Produktion -



Firmenfoto [M]

mehr als alle anderen Industrienationen. Briten und Kanadier reagierten darauf mit einer nationalen Strategie für den Wiederaufbau des Fertigungssektors. In den USA fehlt ein solcher Masterplan bis heute.

Wie um diesen Mangel an strategischer Entschlussfreude zu kompensieren, haben sich Wissenschaftler und Berater ein Repertoire an Interpretationsmustern zurechtgelegt, mit denen sie die Trendwende für die US-Industrie beschwören: Sie ver-

weisen auf steigende Löhne in China, wachsende Produktivität in den USA, weltweit zunehmende Transportkosten, einen abgewerteten Dollar und den Fracking-Boom. Doch keine dieser Entwicklungen wird die Lage wesentlich verbessern, einige sind nicht einmal richtig erkannt.

Zwar waren die Transportkosten international bis 2008 ungewöhnlich hoch, sind aber jetzt wieder auf normalem Niveau angekommen. Ein „Reshoring“ von Jobs in

großem Stil werden sie so nicht begünstigen. Gleiches gilt für die Energiekosten. Für die meisten Hersteller machen sie weniger als fünf Prozent der Produktionskosten aus. Billige fossile Brennstoffe helfen also nur marginal. Und der Dollar ist heute nicht schwächer als zur Zeit der großen Jobverluste Mitte der 2000er-Jahre. Zuletzt hat er sich im Gegenteil stark erholt.

Auch der Blick auf China macht wenig Mut. Dort steigen zwar die Arbeitskosten, aber der Durchschnittslohn in der Fertigung entspricht aktuell dennoch nur zwölf Prozent des US-Niveaus. Dabei wächst die Arbeitsproduktivität in China inzwischen viel schneller als in den USA.

Zudem sorgen die Anstrengungen Chinas zur Stärkung industrieller Strukturen im unterentwickelten Landesinnern dafür, dass das Lohnwachstum gebremst wird. Und die Hinwendung zu höher entwickelten Branchen macht China immer mehr zum ernsthaften Konkurrenten Amerikas.

Wir Amerikaner müssen also endlich einen ungeschönten Blick auf die Realitäten der Weltwirtschaft werfen. Die Mär von der „Renaissance“ der US-Industrie legt nahe, dass wir nur auf die Kräfte des Marktes zu vertrauen bräuchten, damit alles wieder gut wird. Das verschleiert die Notwendigkeit harter politischer Entscheidungen, um das verarbeitende Gewerbe tatsächlich wieder in Fahrt zu bringen.

Eine niedrigere Steuerquote, steuerliche Entlastungen für Forschung und Entwicklung, mehr Unterstützung für öffentlich-private F&E-Partnerschaften und eine entschlossene Antwort auf die merkantilistische Politik der ausländischen Konkurrenz - das wären die Grundlagen für eine echte Renaissance der US-Industrie. Sonst bleibt nur das Prinzip Hoffnung.

Der Autor ist Präsident der Information Technology and Innovation Foundation und berät die US-Regierung. gastautor@handelsblatt.com